

Friedrich Claudius Doenecke: Die Aanstalt. Oder: Von der Anstalt zur Uni. Kindheit und Jugend im Landeskrankenhaus Homburg. GeistkirchVerlag, Saarbrücken 2024, 404 S., 66 Abb., ISBN 978-3-949983-16-0, 29,80 €.

2023 erschien die von Thilo Offergeld im Auftrag des Universitätspräsidenten herausgegebene Publikation „75 Jahre Universität des Saarlandes. Themen, Akteure, Orte ihrer Geschichte“. Im Kapitel 2 zu den Anfängen und der französischen Zeit 1948–1956 ist ein Biogramm von Friedrich Doenecke (1901–1979) von Wolfgang Müller (*1954), dem ehemaligen Leiter des Universitätsarchivs Saarbrücken, zu finden. Doenecke war seit 1936 Leiter der Inneren Abteilung des Homburger Landeskrankenhauses und gehörte 1946 zu den Dozenten der beiden Hochschulkurse. Seit 1950 agierte er als erster Ordinarius für Innere Medizin. Von 1948–1950 war er Prodekan, von 1951–1955 zweiter Dekan der Medizinischen Fakultät und 1957/1958 Prorektor der Universität des Saarlandes. Müller kündigte eine Publikation von Doeneckes ältestem Sohn Friedrich Claudius an, in der dieser seine Kindheit und Jugend im Landeskrankenhaus und damit die familiäre, universitäre Lebenswelt von den späten Dreißiger- bis zu den frühen Sechzigerjahre Revue passieren lassen wollte.

Der in Illingen wohnende Dr. med. Friedrich Claudius Doenecke (*1936) hat bereits 2007 im von Wolfgang Müller herausgegebenen Band „Unter der Ägide der Universität Nancy. Streiflichter zur Gründung des Homburger Hochschulinstituts vor 60 Jahren“ über die Gründungs- und Einweihungsfeierlichkeiten des „Institut Sarrois d’Études Supérieures“ berichtet, S. 40–45.

Friedrich Claudius Doeneckes hier vorliegender Erinnerungsband enthält 58 Kapitel, die sich drei Abschnitten zuordnen lassen: Der erste Teil beschäftigt sich mit der Kindheit zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, von „Die Doeneckes in Homburg“ bis „Langsame Rückkehr der ‚Normalität‘“ (S. 16–115). Der zweite Abschnitt ist der Nachkriegszeit gewidmet bis zur Rückgliederung des Saarlandes an die Bundesrepublik Deutschland, von „Institut Sarrois d’Études Supérieures“ bis „Oktoberrevolution – Okóber! Forradalom“ (S. 116–257). Im dritten Abschnitt geht der Autor auf seine Studentenzeit bis 1961 ein (S. 258–291).

Im Anhang I sind 81 Kurzbiografien mit Grundinformationen zu den erwähnten Personen veröffentlicht (S. 298–328), im Anhang II aus dem Familienarchiv 14 Briefwechsel zu zeittypischen Problemen der Nachkriegsjahre, zur Gründung der Universität, zur Erstellung von Berufslisten und zu politischer Einflussnahme auf dieselben (S. 330–377). Quellenangaben, Abbildungsverzeichnis und Index runden den Band ab.

Doenecke hat seine Memoiren unter Bezugnahme auf den zeithistorischen Kontext dargelegt. Im Nachwort gibt er an, dass er für sich in Anspruch nehme, „ein Zeitzeuge zu sein, der die damals Handelnden als ganz gewöhnliche Menschen erlebt hat, mit ihren aus Sicht eines Kindes guten und schlechten Eigenschaften, mit all ihren Eigentümlichkeiten, wie wir sie auch bei unseren heutigen Zeitgenossen mehr oder weniger beiläufig zur Kenntnis nehmen“ (S. 292f.). Vehement bestreite er die Ansicht mancher Historiker, der Zeitzeuge irre und beschönige grundsätzlich. Er habe zuverlässige Quellen genutzt, um das Erlebte – wenn möglich – objektiv abzusichern.

Bezüglich der Darstellung der Kriegszeit sind dem Autor die Bombenangriffe in Erinnerung geblieben. Beim Angriff auf Homburg am 23. Mai 1944 kamen 93 Menschen ums Leben, darunter ein Klassenkamerad des Autors. Die Lehrerin teilte den Mitschülern kurz und bündig mit, er sei „für Führer, Volk und Vaterland“ gestorben. Dass zwei Cousins bei einem Angriff auf die Anstalt Glück gehabt hatten, habe Friedrich Claudius dankbar zur Kenntnis genommen. Dass möglicherweise höhere Gewalt im Spiel gewesen oder Gott höchstpersönlich seine schützende Hand über sie ausgebreitet habe, sei ihm nicht in den Sinn gekommen. Der „liebe Gott“, wie er zu Hause genannt wurde, habe nur an Weihachten in der Familie eine Rolle gespielt.

Unter Missachtung der Genfer Konvention hatten wochenlang versprengte Einheiten der 17. SS-Panzergrenadier-Division „Götz von Berlichingen“ einen Teil von Bau 13 und 3 besetzt gehalten und fluchtartig im Frühjahr 1945 das Klinikgelände verlassen.

Auch nach dem Krieg hätten sich viele Menschen, auch seine Eltern, nicht mit den NS-Verbrechen auseinandersetzen wollen. „Sie wollten und konnten es einfach nicht glauben, was da passiert war“ (S. 81). Auch die Achtjährigen hätten begriffen, dass mit dem Einzug der Amerikaner nichts mehr so bleiben würde, wie es einmal gewesen war. Er habe den ersten Nachkriegstag ganz bewusst erlebt. Ihm sei klar gewesen, dass der Krieg „aus“ war.

Wenig Verständnis konnte der Junge für die Einführung der Konfessionsschule im Saarland aufbringen. Doenecke, der sich als „Sozialliberaler“ bezeichnet, verurteilt die von der französischen Militärregierung „und dem kleinen Häuflein sich fundamentalchristlich gebärdender Parteipolitiker um Johannes Hoffmann (,JoHo‘) und Emil Straus (,de Gaadezwerch‘)“ verordnete Trennung katholischer Schüler von den protestantischen. Damit sei eine Entfremdung der Konfessionen im alltäglichen Mit- bzw. Gegeneinander offenbar beabsichtigt gewesen (S. 110).

Die Anfangsjahre der Universität des Saarlandes werden aus der Sicht des Jugendlichen, der über seinen Vater über Insiderwissen verfügte, anschaulich dargelegt. Eine Vielzahl von damaligen Medizinern bzw. Dozenten werden vorgestellt, ihre Qualifikation, familiäre Situation bzw. ihr Ruf. Mit diesen Miniaturen leistet Doenecke einen wichtigen Beitrag zur akademischen Alltags- und Sozialgeschichte angereichert mit humorvollen Ereignissen.

Schweren Schaden für die Medizinische Fakultät hatte 1950 die Ernennung von Arnaud (Arno) Hector (1906–1997) als ärztlicher Leiter der Chirurgischen Universitätsklinik Homburg zur Folge. Im Anhang ist hierzu ein Schreiben von Dekan Friedrich Doenecke an den Präsidenten der Landesversicherungsanstalt des Saarlandes, Heinrich Welsch, vom 12. Oktober 1953 veröffentlicht (S. 364–377).

Erwähnenswert sind zudem die Schilderungen, wie der Jugendliche den französischen Nachbarn wahrnahm, etwa durch Reisen oder durch Brieffreundschaften mit französischen Brieffreunden.

Detailliert geht der Autor auch ein auf den erbittert geführten Wahlkampf im Umfeld des Saarstatuts. Die Plädoyers für ein vereinigtes Europa seien zumindest unter den Jugendlichen auf offene Ohren gestoßen. Insbesondere der führende DPS-Mann Dr. Heinrich – genannt Heini – Schneider (1907–1974), bis 1945 Sachbearbeiter im NS-Außenministerium, „der im Stil von Joseph Goebbels oder Julius Streicher auftrat und die Stimmung extrem aufheizte“, habe als ausgemachter Nazi gegolten, den man nicht allzu ernst haben nehmen müssen, weil seine Zeit nach Expertenmeinung längst abgelaufen sei (S. 238). „In seinem in Bad Kreuznach gedruckten Hetzblättchen ‚Deutsche Saar-Zeitung‘ ließ er in übelster Weise alles in den Dreck ziehen, was uns in den letzten Jahren als positive Errungenschaft lieb und teuer geworden war, nicht zuletzt die Universität, aber auch das Saarland-Museum mit seiner über die Grenzen des Landes hinaus berühmten Sammlung deutscher Expressionisten, womit er indirekt die vermeintlich beerdigte Diskussion um die von den Nazis als ‚entartete Kunst‘ diffamierte Moderne wieder aufleben ließ.“ (S. 238f.)

Doenecke bezieht auch Stellung zu der Rolle, die Oscar Orth (1876–1958), Max Obé (1888–1969) und Heinrich Welsch (1888–1976) in der NS-Zeit gespielt hatten. Er hat auch eine Erklärung, weshalb sie in der Nachkriegszeit noch viele Jahre als „absolut integre Ehrenmänner“ gegolten hatten, die zu dem kleinen Kreis jener gehörten, die neben dem französischen Botschafter Gilbert Grandval (1904–1981), den Spitzenfunktionären der Regierungsparteien CVP und SPS und nicht zuletzt den Chefs der Saarbrücker, der Völklinger und der Neunkircher Hüttenbetriebe im Saarland das Sagen hatten. Sie alle hätten in der höchsten Liga gespielt, ihr Wort sei Gesetz gewesen. Welsch und Obé, als typische Saarländer gut vernetzt, seien „schon immer da gewesen“. Da sie bereits in der Völkerbundszeit öffentliche Ämter bekleideten, wäre niemand auf die aus damaliger Sicht absurde Idee gekommen, ihre Karriere, insbesondere die während der NS-Zeit, zu überprüfen. Obé und Welsch seien unantastbar gewesen und an ihrer „sauberen“ Oberfläche zu kratzen, wäre in der Öffentlichkeit mit allgemeinem Unverständnis aufgenommen worden.

Im dritten Teil seiner Memoiren geht Friedrich Claudius Doenecke auf sein Medizinstudium in Freiburg und Kiel ein. In Freiburg wurde er 1964 promoviert zu „Vergleichende Untersuchungen über das Verhalten der roten Blutkörperchen des Neugeborenen und Erwachsenen gegenüber hypotonischen Lösungen verschiedener Monosaccharide“. Mit dem Eintritt ins Berufsleben fand sein unbekümmertes Dasein als jugendlicher Beobachter der Homburger Szene definitiv ein Ende und damit auch die Frühgeschichte der Universität des Saarlandes aus der ganz persönlichen Sicht eines Zeitzeugen, der dank seiner unmittelbaren Nähe zum Geschehen zwar einiges, aber nicht alles mitbekommen hatte.

Franz Josef Schäfer (Illingen)